Zeitschrift: Pionier : Zeitschrift für die Übermittlungstruppen

Herausgeber: Eidg. Verband der Übermittlungstruppen; Vereinigung Schweiz. Feld-Telegraphen-Offiziere und -Unteroffiziere

Band: 16 (1943)

Heft: 7

Artikel: Die Hochwachten in der Schweiz

Autor: Frachebourg, C.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-562194

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

der sowjetischen, sie hörten die Abschüsse der eigenen Artillerie und das Einschlagen der feindlichen Granaten und Bomben.

Bei jedem Abschuss, bei jedem Einschlag rieselten Sand und schwarzer Holzkohlenstaub von der schütteren Decke herunter. Die Erde bebte. Ein Zittern lief durch den engen Raum. Schwarzes, kaltes Schneewasser rieselte den Männern über die gebeugten Rücken und überzog sie mit schwarzen Rinnsalen. Dreck, Dreck und nochmals Dreck! «Pfui Deibel!» Tropfen für Tropfen fiel vom verkohlten Gebälk.

«Ta—ta—tata —ta», summten und klickten die Geräte. «Bautz — bautz —», dröhnt es von draussen. Die deutschen Pakgeschütze bellen. Knatternd schwillt das Gewehrfeuer an. Die Maschinenwaffen feuern in rasender Schussfolge. «Bautz — bautz —» dröhnt es wieder durch den Gefechtslärm, und wieder «— bautz — bautz». —

Ein Melder kommt den engen Kellerhals herabgestürzt. Sein Atem entringt sich stossweise der schwerarbeitenden Lunge. Der Mann hockt sich für ein paar Augenblick nieder. Mit einer müden Bewegung wischt er sich Schweiss und Dreck aus dem stoppeligen Gesicht. Ein Funker zündet eine Zigarette an und schiebt sie dem Kameraden zwischen die Lippen. Der dankt mit einem stummen Nicken. Der Funker hat dem Melder den Meldezettel abgenommen und gibt mit ruhiger und sicherer Hand die eilige Meldung durch. — «Ta — tata — ta —», klickt die Taste.

Da — über den Männern, ein dumpfes Brausen und Dröhnen! — Und wieder das hackende «Bautz — Bautz»! — Stumm sehen die Funker zu ihrem Kameraden hinüber. Eine Frage hängt an ihren Lippen. Der Melder zieht in tiefen Zügen den blauen Rauch durch Mund und Nase, sein Gesicht entspannt sich, dann sagt er gleichmütig:

«Sowjetische Panzer!»

Plötzlich springt er auf und ist mit einem Sprung im engen Schlupfloch der Funkstelle nach oben verschwunden. Das brummende Geräusch, das von oben herniederdröhnt, schwill an. Rasselndes Geräusch von Raupenketten mischt sich ein. Die Wände des engen Kellers erzittern. Immer näher, fast über ihnen scheint der feindliche Panzer sich seinen Weg zu bahnen. Da wankt der ganze Bunker. Ueber den Männern ein schweres Dröhnen — Bersten — Knirschen und Krachen von brechendem Holz. Die Decke drückt sich hernieder. Sand — Schnee — Asche und Holzsplitter rieseln von der Decke herunter. Im stumpfen Winkel biegen sich die verkohlten Balken der Decke ein und lassen hellgelbes Baumfleisch an den Bruchstellen aufleuchten.

Die Männer ducken sich tief an die Wände des engen Kellers. Widerlich, dieses Rasseln und Quietschen der mahlenden Raupenketten! Grosse Brocken gefrorenen Lehmbodens stürzen von den Wänden. Die eine Längsseite des Kellers schiebt sich zusammen. Immer mehr Schuttmassen brechen in den engen Raum. Die Raupen des schweren Panzers wühlen und mahlen in kreisender Fahrt über den Männern, und die riesigen Massen des stählernen Kolosses drücken, pressen und reissen an Decke und Wänden. Die Funkgeräte versinken unter einem Regen von Brocken, Sand und Dreck. Auf dem Boden liegend, schütteln sich die Männer den Schutt von Nacken und Schultern.

«Wird die Decke halten?»

Die Männer halten den Atem an. Da verlischt auch noch das kümmerliche Licht, das dem engen Raum nur wenig Helligkeit geben konnte. Klirrend fällt die kleine Petroleumlampe zu Boden. — «Verdammter Mist!» — Mit einem wilden Aufheulen des schweren Motors zieht endlich der Panzer dumpf brausend von dannen.

Unheimliche Stille im dunklen Bunker. Eine Hand tastet sich durch die Finsternis am Boden entlang. Sie fasst etwas Glattes, Warmes — tastet weiter, dann ein freudiger Ruf: Die Decke ist heil geblieben! — Eine Taschenlampe blitzt auf, ein Streichholz wird angerissen, und im matten, gelben Licht der kleinen Petroleumlampe zeigt sich den Funkern ein Bild der Verwüstung. Kaum, dass sich die Männer den Dreck von den Leibern schütteln, stehen sie schon wieder vor ihrem Funkgerät und wühlen es mit blossen Händen frei.

«Wir sind die letzte Verbindung!» — das wissen die Männer. In fiebernder Hast arbeiten sie an ihrem Kasten. Kabel sind losgerissen, Sand und Schutt in die Apparatur eingedrungen. Während flinke Hände mit sicheren Griffen wieder Ordnung in das Chaos zu bringen versuchen, drücken die Finger des Funkers schon wieder auf die Taste. Noch ist keine Verbindung zu bekommen. Immer noch muss repariert werden. Der Mann horcht angespannt in seinen Kopfhörer hinein. Immer noch nichts zu hören. «Ta — tata — ta —», klickt die Taste. Umschalten und wieder horchen. — Nichts. —

Ein Mann keilt mit ein paar kräftigen Axthieben einen dicken Balken unter die durchhängende Decke ein, — da meldet sich die Funkstelle des Gefechtsstandes.

Endlich! «Ta — tata — ta —», klickt die Taste; «Decke der Funkstelle von Feindpanzer eingedrückt— . . .

Funkbetrieb geht weiter . . .»

Die Hochwachten in der Schweiz

Aufzeichnungen, gesammelt von *C. Frachebourg*, Bern

Abdruck mit freundlicher Erlaubnis der Redaktion der „Technischen Mitteilungen der Schweiz. Telegraphen- und Telephon-Verwaltung", Bern

Je weiter wir die Geschichte des Nachrichtenwesens rückwärts verfolgen, desto klarer wird uns, dass die Kunst, Zeichen in die Ferne zu senden, schon früh eng mit der Kriegsführung zusammenhing. So ist die Geschichte der schweizerischen Hochwarten untrennbar mit der Militärgeschichte unseres Landes verknüpft. Der Betrieb von Hochwachten ist, wie die optische und die elektrische Telegraphie, ein Kind der Kriegskunst, die den Grundsatz vertritt, dass Herr der Lage derjenige sei, der am schnellsten handle. Der freilich recht alte Zusammenhang zwischen den beiden Gebieten ist schon aus der Ableitung der Wörter ersichtlich. Das französische Wort «vigie» kommt vom portugiesischen «vigia» — veille — (Nacht)wache. Das

deutsche Wort «Hochwacht» bedarf keiner Erklärung, denn es gibt genau an, was es bedeutet. Das bernische Mundartwort «Chuzen» soll von dem Götternamen «Chuzo» herstammen; Chuzo war ein Sohn des Gottes Wodan. Da einige germanische Gottheiten auf Anhöhen wohnten, wo man ihnen zu Ehren dann und wann Feuer anzündete, so wird angenommen, die Bezeichnung «Chuzen» stehe im Zusammenhang mit einem Feuer, das auf einem Berge entfacht wurde. Richtig ist, dass das Wort «Chuzen» nie auf Warnfeuer in der Ebene angewendet wurde. Der Forscher E. Lüthi, Professor am Gymnasium in Bern, behauptet in seiner im Jahre 1905 erschienen Abhandlung «Die bernischen Chuzen oder Hochwachten», die Ortsnamen Cousinbert (Kanton Freiburg) und Tour de Gourze (Kanton Waadt) und der Passname Col de Coux (Kanton Wallis) stammten von dem alemannischen Wort «Chuzen» ab. Wir haben uns deswegen an einen massgebenden Etymologen gewandt, nämlich an Herrn Jules Guex, Professor in Vevey und Verfasser zahlreicher Abhandlungen über die Bedeutung der französischen Ortsnamen unseres Landes. Nach ihm sollen die drei fraglichen Ortsbezeichnungen einen ganz andern Ursprung haben; ihre alte Schreibweise unterscheide sich stark von den alemannischen Namen «Chuzo» oder «Chuzen».

Richtig ist jedenfalls eines: Betrachtet man die grosse Zahl der schweizerischen Ortsnamen, deren Wurzel darauf schliessen lässt, dass irgendein Zusammenhang mit Hochwachten bestand, so lässt sich zum vornherein sagen, dass die Hochwachten in der Schweiz eine grössere Rolle gespielt haben als im Ausland. Wir werden auf diesen Punkt noch zurückkommen. Hier sei bloss bemerkt, dass die grosse Unsicherheit, in der sich unsere Vorfahren aus dem einen oder andern Grunde ständig befanden, der Schaffung von Hochwachten ausserordentlich günstig war. In dieser Hinsicht besteht eine gewisse Verwandtschaft mit dem Telegraphensystem des Franzosen Chappe, das in Frankreich grössere Bedeutung erlangte als anderswo, weil die Verhältnisse Frankreichs nach 1793 derart waren, dass sie den Aufschwung des Systems begünstigten.

In der Schweiz war der Betrieb der Hochwachten nicht überall gleich weit fortgeschritten. Er erreichte einen bemerkenswerten Höhepunkt in den Kantonen Luzern, Bern, Zürich und Freiburg. Aber mit Bezug auf Bern ist nicht ausser acht zu lassen, dass sich dieser Kanton in einem gewissen Abschnitt der Schweizergeschichte vom Ufer des Rheines bis zu den Gestaden des blauen Genfersees, ja bis vor die Tore der Stadt Genf erstreckte. Die Nachbarstaaten dieses grossen Kantons waren nicht sehr friedlich gesinnt. Die Franche-Comté im Westen, die eine Zeitlang zu Spanien gehörte, kam im Frieden von Nymwegen zu Frankreich, dessen König, Ludwig der XIV., sehr landhungrig war. Im Süden war der unruhige Herzog von Savoyen, der früher oder später die Waadt zu erobern gedachte. Sein Gewaltstreich gegen Genf, der in der Schweizergeschichte unter dem Namen «Escalade» bekannt ist, ist ein Beweis dafür. Auch die katholischen Orte Luzern, Freiburg, Solothurn, Unterwalden, Uri und Wallis sahen mit mehr oder weniger Wohlwollen auf das protestantische Bern. Unter diesen Umständen war es mehr als angezeigt, ständig auf der Hut zu sein und dem Feinde die Zähne zu zeigen, woher er auch kommen mochte. Aus diesem und aus andern weniger wichtigen Gründen schenkten die bernischen Militärbehörden der Errichtung von Hochwachten ihre ganze Aufmerksamkeit.

Nach den Ausführungen Lüthis hatten die Chuzen in Grösse, Form und Bauart eine auffallende Aehnlichkeit mit den alemannischen Wachtfeuerzelten. Sie bildeten eine Pyramide, und ihr Gerüste bestand aus drei oder vier Tannen, deren Fussenden sechs Meter voneinander entfernt in den Boden eingerammt waren (Fig. 1). Sie waren etwa 16 Meter hoch. Ungefähr in

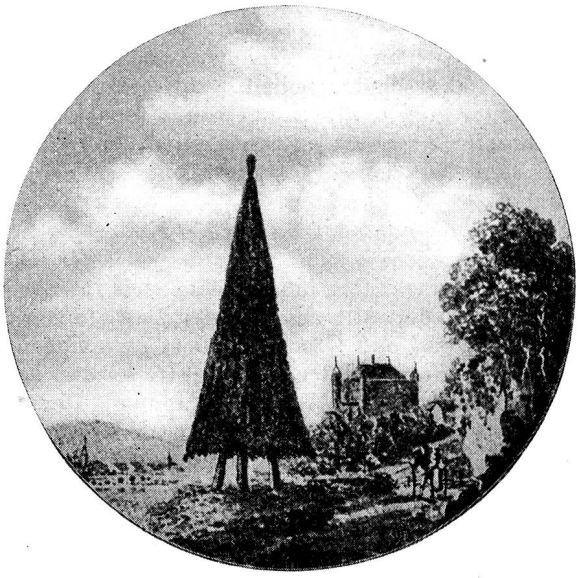

Fig. 1. Hochwacht in Grandson

Mannshöhe war zwischen den Tannen ein waagrechter Bretterboden angebracht, der einen Holzstoss zu tragen hatte, welcher bis an die Spitze der Tannen hinaufreichte. Ein Schacht in der Mitte des Holzstosses diente als Kamin. Der Holzstoss war so bemessen, dass er eine Stunde lang brannte. Ein Strohdach verkleidete den Holzstoss nach aussen und verhinderte das Eindringen von Regenwasser.

Die Luzerner Hochwachten waren einfacher gebaut. Ein 50—60 Fuss hoher Mast, aus dem eichene Nägel hervorragten, bildete das Gerüste. Oben war ein Querbalken angebracht, so dass das Ganze die Form eines Schnabelgalgens erhielt. Während der Revolutionszeit wurde angeordnet, dass das Feuer eine Höhe von 15 Fuss erreichen sollte. Für die letztmalige Instandstellung der Luzerner Hochwachten im Jahre 1847 wurde eine Instruktion ausgearbeitet, die über alle Einzelheiten Auskunft gab. Nach dieser Instruktion bestand das Material für ein Nachtfeuer aus einer langen Stange, 15 Strohwellen und 100 vollkommen dürren Reiswellen. Für ein Tagfeuer waren vorhanden: eine lange Stange, 15 Strohwellen und 50 Reiswellen. Ausserdem musste noch soviel grünes Tannreis zur Stelle sein, dass daraus 50 Reiswellen hätten gebunden werden können. Mit dem grünen Tannreis konnte am Tage eine dichte, weithin sichtbare Rauchsäule erzeugt werden. Im weitern war vorgeschrieben, dass jede Hochwacht einen Topf Terpentinöl bereithalten sollte, um das Feuer rasch anfachen zu können. Im 18. Jahrhundert und vielleicht schon früher bestand das «Rückgrat» der Einrichtung nurmehr aus einem hohen Tragbalken; der Querbalken war im Laufe der Zeit weggefallen. Darum

herum wurden die Strohwellen und 50 bis 100 Reiswellen aufgeschichtet. Um sie vor Regen zu schützen, wurden sie mit grünen Tannästen bedeckt. Auch in diesem Falle genügte das Material, um das Feuer eine Stunde lang zu unterhalten.

In unmittelbarer Nähe jeder Hochwacht befand sich eine Hütte als Unterkunftsraum für die Wächter. Als am 2. November 1709 in einer Beschwerde festgestellt wurde, die Hochwachten seien schlecht bewacht und schlecht unterhalten, liess der Kriegsrat eine Instruktion drucken und in den Wachthütten anschlagen, damit jeder wüsste, was er zu tun hätte. In Wikon diente Ende des 18. Jahrhunderts das «ordinari Wachthaus» als Schutzhütte für die Wächter. Auf dem Bodenberg, im Kanton Luzern, wurde damals die alte Wachthütte ausgebessert, die im Jahre 1703 als vorbildlich bezeichnet worden war. Damals bestand auch noch die Hütte auf der Schwändlen, während die Hütten auf der Klemp, auf dem Homberg und auf dem Sonnenberg bereits verschwunden waren. Beim Chuzen zu Neuenegg im Bernbiet stand das Wachthaus noch in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts.

Die Kriegsräte hatten auch gegen Falschmeldungen anzukämpfen. Ausser dem Mondlicht konnten auch Feuerbrünste zu Täuschungen Anlass geben. Solche Irreführungen mussten natürlich vermieden werden. Zu diesem Behufe waren die Berner Hochwachten mit einem «Absichtsdünkel» ausgerüstet, d. h. mit einem be-

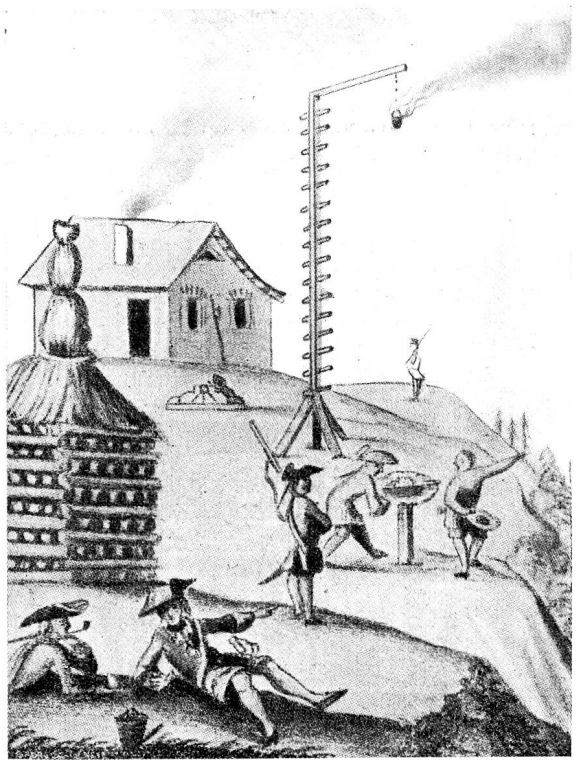

Fig. 2. Hochwacht in St. Triphon

weglichen Holzrohr, das auf einem Gestell befestigt war. Auf diesem Gestell waren die Richtungen nach allen von den Posten aus sichtbaren Hochwachten eingeschnitten. War der Absichtsdünkel genau auf ein Feuer eingestellt, und kam er dabei in einen Einschnitt zu liegen so konnte die Wache versichert sein, dass nicht irgendein Haus brannte, sondern die Hochwacht, die durch den Einschnitt gekennzeichnet war. Im Kanton Luzern, wie auch in den Kantonen Zürich und Thurgau, bediente man sich um 1792 einer anderen, auf demselben Prinzip fussenden Einrichtung. Auf einem festgerammten Pfahl befestigte man einen kleinen Balken derart, dass er genau auf die Hochwacht hinwies, die zu beobachten war (Fig. 2), und da neben jeder Hochwacht auch eine Hütte stand, so brachte man an dieser vorsichtshalber noch ein Loch an, und zwar ebenfalls in der Richtung auf die Gegenstation hin. Zu dieser Arbeit wurden Feldmesser beigezogen. Später verbesserte man diese Vorrichtung dadurch, dass man einen mit einer Visierrinne versehenen Stab verwendete, der auf einem Pfahl so befestigt wurde, dass man durch die Visierrinne eine Gegenstation sehen konnte. Auf diese Weise liess sich feststellen, ob man es mit einem Signalfeuer der Gegenstation zu tun hatte oder nicht.

Während bei den Berner Hochwachten in gefährlichen Zeiten vier Mann aus den zugehörigen Gemeinden Tag und Nacht Wache stehen mussten, begnügte man sich im Kanton Luzern mit einer geringeren Zahl. So bestand die Wachtmannschaft im Jahre 1689 aus zwei Mann; dagegen waren es im Herbst 1703 vier Mann, weil die Gefahr gestiegen war. Im Herbst 1743 teilte man jeder Hochwacht tagsüber einen, während der Nacht zwei Mann von erprobter Gesinnung zu. Ebenso war es im Jahre 1792. Während des Franzoseneinfalles im Jahre 1798 wurde die Wachtmannschaft wiederum auf vier Mann erhöht.

Die Wachtmannschaft hatte nicht bloss das Feuer anzuzünden, sondern auch eine bestimmte Anzahl Schüsse abzugeben. Die Weisungen für die Abgabe von Schüssen waren in den einzelnen Posten verschieden voneinander. Im 17. Jahrhundert gab es auf allen Hochwachten Mörser. Der Rooterberg, der Dietschiberg, der Rossberg und der Seelisberg besassen im Jahre 1673 je zwei Mörser, die eine Viertelstunde nach Entfachung des Feuers abgebrannt wurden. Im selben Jahre war es in der Grafschaft Baden üblich, den ersten Schuss abzufeuern, wenn der erste Heerbann einberufen werden sollte; beim zweiten Schuss hatte der zweite, beim dritten Schuss der dritte Heerbann einzurücken. Am 7. August 1702 liess der Zeughausverwalter in der Krienser Hammerschmiede sechs Mörser für die Hochwachten giessen. Im Jahre 1743 besass jede Hochwacht eine Doppelhakenbüchse (Doppelhaggen). Der erste Schuss sollte die Aufmerksamkeit der Bevölkerung erregen, der zweite eine Feuersbrunst anzeigen. Der dritte Schuss bedeutete Alarm. In diesem Falle wurden die Hochwachtfeuer angezündet, und es wurden drei weitere Mörserschüsse abgegeben. Zu Beginn des Jahres 1798, als die Gefahr eines französischen Einbruches auch den Kanton Luzern bedrohte und die Tagsatzung zum ersten Male seit der Reformation wieder einberufen wurde (25. Januar in Aarau), erliessen Schultheiss und Kriegsräte der Stadt und Republik Luzern im Einvernehmen mit den Volksvertretern den Befehl, alle Hochwachten des Kantons militärisch zu bewachen. Diese Massnahme zeigt sowohl den Ernst der Lage als auch die damalige Bedeutung der Hochwachten im Mobilisationsfalle.

Jeder Wachtfeuerposten erhielt also im Jahre 1798 den Befehl, die Holzstösse bereitzustellen und zu bewachen. Die vier Wächter mussten ordonnanzmässig bewaffnet und ausgerüstet sein. Die Auswahl der Leute

wurde den Aemtern überlassen, die für die Treue und das Wohlverhalten der Ausgewählten verantwortlich waren. Auch die Bezahlung der Wache war Sache der Aemter, während das Holz zum Kochen und Heizen aus den umliegenden Gemeindewäldern geliefert wurde. Die Wächter waren verpflichtet, durch das Beobachtungsrohr fleissig nach den Gegenstationen zu gucken und sich genau vorzusehen, bevor sie ihr eigenes Feuer entfachten. Sobald der Holzstoss angezündet war, musste der zuständige Amtsmann benachrichtigt werden, der dann die Sturmglocke läuten liess. Die drei auf der Hochwacht zurückgebliebenen Leute hatten bei hellem Wetter von fünf zu fünf Minuten die vier bereitgehaltenen Raketen loszulassen, das Feuer zu unterhalten und ein Rauchfeuer anzuzünden. Nachts oder bei nebliger Witterung hatten sie alle fünf Minuten den Mörser, auf Schloss Wikon die Kanonen, abzufeuern. Wie früher schon bei drohender Landesgefahr wurde der allgemeine Gebrauch der grossen Glocken in gefährlichen Zeiten eingestellt. Sie durften dann in keinem andern Falle geläutet werden, als wenn die Wachtfeuer angezündet worden waren und Losungsschüsse die Männer unter die Waffen riefen.

Die letzte luzernische Instruktion betreffend die Feuer- und Schußsignale ist am 3. Oktober 1847 erschienen. Damals mussten sämtliche Hochwachten — 20 an der Zahl — ein Tag- und ein Nachtfeuer vorbereitet halten und im Besitze von mindestens drei Mörsern sein. Dieselbe Instruktion fand auch in den Kantonen Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Wallis Anwendung.

Die Hochwachten der alten Eidgenossenschaft hatten eine zweifache Aufgabe zu erfüllen. Sie dienten in erster Linie der Mobilmachung, als Mittel zur raschen Aufbietung der Truppen. Erliess beispielsweise der Rat von Bern eine Kriegserklärung, so trugen die Wächter auf dem Münsterturm fünfmal die Kriegsfackeln um die oberste Terrasse herum. Dann gaben die auf verschiedenen Türmen aufgestellten Kanonen drei Schüsse ab, und in allen Kirchen wurde Sturm geläutet. Nachher loderten die Hochwachtfeuer auf dem Gurten, dem Bantiger und dem Harzerenhubel, und diese Feuerzeichen wurden wiederholt bis zu den Gipfeln des Oberlandes, des Emmentales und des Seelandes, ja sogar bis in die Vogteien Waadt und Aargau, also bis an den Genfersee auf der einen und bis an den Rhein auf der andern Seite. Von Bern bis zur bernischen Rheingrenze bei Zurzach war eine Feuerlinie von 18 Hochwachten eingerichtet. Nimmt man an, dass eine Zeit von 10 Minuten nötig war, bis das Strohdach des Holzstosses aufflammte, so ergibt sich für die Uebermittlung des Zeichens von Bern nach Zurzach eine Zeit von 180 Minuten, also drei Stunden. Die Uebermittlung des Feuersignals von Bern nach Genf erforderte 150 Minuten oder zweieinhalb Stunden, die Uebermittlung von Bern nach Guttannen eine Stunde und 40 Minuten. So konnte das ganze Gebiet des alten Kantons Bern in drei Stunden alarmiert werden, und die Truppen konnten in fünf Stunden marschbereit sein. Rascher war die Uebermittlung im Kanton Luzern, wo die grösste Entfernung (von Luzern bis zur Hochwacht Wikon) nur 34 km beträgt. Zwischen diesen beiden Punkten befanden sich fünf Hochwachten, so dass der Befehl in anderthalb Stunden durchgegeben werden konnte.

Im fernern hatten die Hochwachtposten die Grenzen zu überwachen und der Hauptstadt von verdächtigen militärischen Vorbereitungen oder auch von Grenzzwischenfällen Kenntnis zu geben. Sobald ein Grenzwachtfeuer aufloderte, mussten sich die Truppen der bedrohten Gebiete auf ihre Sammelplätze begeben, um sich vor Ueberraschungen zu sichern und den Feind an der Verwüstung der Heimstätten zu hindern. Die Nützlichkeit der Hochwachten zeigte sich schon, als die Freiburger am 28. März 1448 das Gebiet von Schwarzenburg und Guggisberg angriffen. Die Chronik von Tschachtlan meldet darüber: «Do sach man zu Bern den rouch, do man zuo Barfuossen mess hat, und gaben ouch die uff den huoten wortzeichen.» Nachher marschierten die Berner unverzüglich nach Tafers, überfielen die beutebeladenen Freiburger auf ihrem Heimwege und brachten ihnen eine blutige Niederlage bei. Auch im Kanton Luzern lösten die Feuersignale der Grenzposten eine Reihe vorbereiteter Massnahmen aus. Dies ergibt sich aus der Instruktion vom 3. Mai 1792, die sich auf eine ältere Instruktion stützt: «Wenn dann diese Feuer angezündet sind und Alarm geschlagen ist, so sollen alsbald alle Eingänge und Pässe an der Bernergrenze (also die von Ufhusen, Hüswil, Zell und Fischbach) mit einem Pikett von 30 Mann mit einem Leutenant schleunig besetzt werden. Die Innern aber, die der Brigaden Ruswil, Rotenburg, Münster sollen alle Hauptbrücken des Landes besetzen, S. Jost, Werthenstein, Rotenburg, Emme und Gisikon, jede mit einem Wachtmeister, einem Korporal und zwölf Mann.»

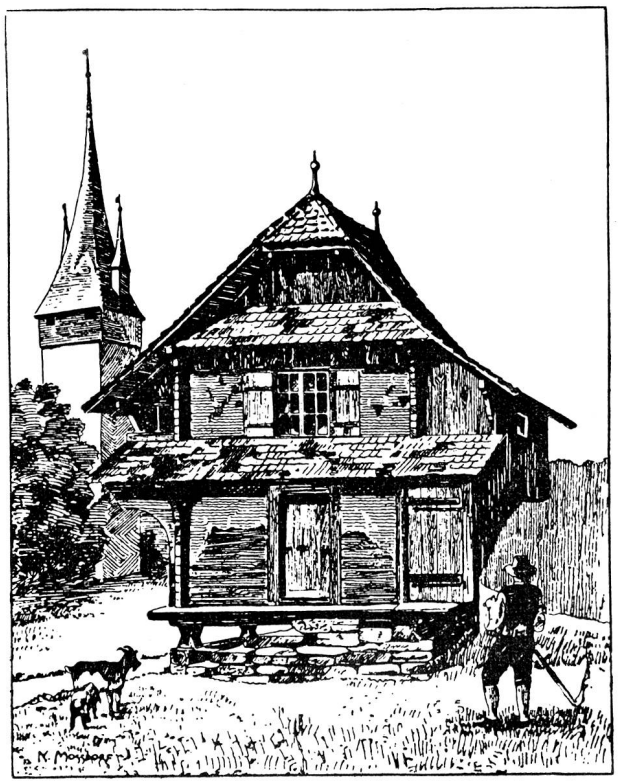

Fig. 3. Der alte Wachtturm Luoginsland (Musegg, Luzern)

Als Vorläufer des Hochwachtnetzes, das später den ganzen Kanton Luzern überziehen sollte, können die alten Wachen auf dem Rathausturm, Luoginsland (Fig. 3)

und Sentirain in Luzern und diejenigen bei Ruswil und Wikon gelten. Der Luzerner Rathausturm wurde um das Jahr 1350 errichtet und in den Jahren 1502 und 1503 neu aufgebaut. Er bestand also lange vor der Erstellung des Rathauses in Luzern. Entweder war er ursprünglich ein Wachtturm für Kriegs- oder Brandfälle,

Fig. 4. Männliturm (Musegg, Luzern)

also ein Turm, wie solche auch in andern mittelalterlichen Städten zu treffen waren, oder dann ein Ueberbleibsel der früheren Stadtanlage von Luzern. Dieser Wachtturm inmitten der Stadt in Verbindung mit andern Türmen (solche bestanden auf der Musegg vor Erbauung der Umfassungsmauer im Jahre 1408) konnte im Anfang genügen. Aber nach der Schlacht bei Sempach verbreitete sich die Kunde von der Vernichtung eines glänzenden Reiterheeres bis nach Norddeutschland. Als Folge der Schlacht ergab sich für Luzern nicht nur eine Vergrösserung des Ansehens, sondern auch eine Vergrösserung des Gebietes. Das Gebiet des Kantons Luzern dehnte sich bis zur Verteilung des Aargaus im Jahre 1415 immer weiter aus. Um die Zusammengehörigkeit von Stadt und Land zu wahren, musste auf der Musegg ein Wachtposten geschaffen werden (Fig. 4). Seit jener Zeit stand auf dem Luoginsland eine ständige Wache im Dienst. Das will nun keineswegs besagen, dass auf der Musegg wie auch auf dem Sentirain in Zeiten grosser Gefahr nicht früher schon Wachen aufgestellt worden seien. Nach dem Bericht von R. Cysat fällt der Bau des Luoginslandturmes auf der Musegg ins Jahr 1290. Dies ist die Zeit, wo die Stadt Luzern aus der Murbachischen Herrschaft in die der Habsburger überging. Weitere Angaben über das Alter des Turmes fehlen. Belege aus dem Jahre 1397 besagen, dass einem gewissen Hensli Koler 16 Geldstücke als Wachtlohn für drei Monate ausbezahlt worden seien. Um dieselbe Zeit wurde auch ein Ofen im «Wachtstübli» aufgestellt. Nach und nach wurde sowohl der Wachtdienst als auch das Wachtlokal besser ausgebaut. Zur Zeit der Schlacht bei Arbedo bekamen die Wächter ein Horn, und im Herbst 1440, also zur Zeit des Ersten Zürichkrieges, wurden Auslagen für Turmleuchten verrechnet. Es lässt sich daraus schliessen, dass der Luoginslandturm schon vor der Mitte des 15. Jahrhunderts nicht bloss zur Abgabe von Feuermeldungen, sondern in Kriegszeiten auch zur Uebermittlung von Signalzeichen verwendet wurde.

Der Sentirain befindet sich über der S. Jakobsvorstadt im Untergrundquartier von Luzern. Cysat berichtet von einer «specula» aus der Zeit der ältesten Stadtbefestigungen und des Bundes der Urkantone, der eine Folge der gemeinsamen Gefahr war: «1333, man muoss ouch uff demselbigen Sentirain, da die mur erwunden, ein stete späch und wacht halten, die vyent anzemälden und die statt warnung zu tuond. Wie man dann noch by unsern zyten (zirka 1600) die gelegenheit der ynschantzung der selben wacht noch sehen und spüren mögen.»

Die «Hochwarte» bei Ruswil, die um die Mitte des 14. Jahrhunderts erwähnt wird, darf als eine der ältesten Hochwachten unseres Landes gelten. Nach dem Jahrzeitbuch von Ruswil vermachte Heinrich Humbel, Freiherr v. Lichtenberg, Gemahl der Adelheid, Tochter Diethelms von Wolhusen, zu seinem Seelenheil um das Jahr 1370 dem S. Hymersaltar zu Ruswil die im Gemeindebezirk, auf 1000 Meter Höhe gelegene Hochwacht, in deren Umgebung die Freiherrenfamilie von Wolhusen Land und Burgen besass. Ueber eine alte Wacht bei Wikon wird aus dem Jahre 1425 berichtet: «Der Rat von Zug erklärt, dass nicht die Gesandten von Bern, sondern Pilger in Zug das Gerücht verbreitet haben, die Luzerner hätten Wachten gegen Zofingen ausgestellt.» Das war nach der Eroberung des Aargaus.

Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts ist die Nützlichkeit von Hochwachtfeuern geschichtlich verbürgt. Wenn es auch nicht ausgeschlossen ist, dass in der Folge noch weitere Zeugnisse über die Erstellung einzelner Hochwachten gefunden werden, so erscheint es doch ausgeschlossen, dass auf dem Gebiete der Eidgenossenschaft Hochwachten zum Zwecke der Landesverteidigung vor der Reformationszeit angelegt worden seien. Zu jener Zeit führte der konfessionelle Hader dazu, dass beide Glaubenslager Anschluss suchten und inner- und ausserhalb der Eidgenossenschaft Sonderbündnisse abschlossen. Solange der konfessionelle Kampf auf beiden Seiten leidenschaftlich weitergeführt wurde, solange verschwand auch der gegenseitige Argwohn nicht. Vom ersten bis zum dritten Landfrieden — 26. Juni 1529 bis 7. März 1656 — und sogar noch bis ins 18. Jahrhundert hinein mussten die gemeinsamen Bündnisse vor den konfessionellen Interessen zurücktreten. Es herrschte der gefährliche Zustand des bewaffneten Friedens, wo das Feuer neben dem Pulverfass zum grössten Schaden des Landes jeden Augenblick aufflammen konnte. Der Höhepunkt der Entwicklung der Hochwachten fällt in die Zeit, wo die konfessionelle Spannung zwischen den eidgenössischen Orten am grössten war, und reicht bis zur Helvetik.

(Fortsetzung folgt.)